

Die Ehe – eine prophetische Lebensform

Pastoraltheologische Perspektiven. Eine Skizze¹

Maria Widl

Die Ehe als erwartbar normaler Lebensstand des Erwachsenen ist in der Krise. Immer mehr Menschen heiraten nicht, oder sie heiraten mehrmals. Paare leben ohne Heirat viele Jahre zusammen, oder Menschen leben in wechselnden Partnerschaften. Kinder sind immer häufiger Scheidungswaisen, leben mit der allein erziehenden Mutter und pendeln wochenends – begleitet von der Bahnhofsmision – quer durch Deutschland, um den Vater zu besuchen. Immer mehr Kinder leben in Patchworkfamilien, wo die Kinder beider Partner aus früheren Beziehungen mit den gemeinsamen zusammen kommen. Viele Paare leben – bedingt durch ihre beruflichen Verpflichtungen – oft über viele Jahre eine Wochenendbeziehung, mit oder ohne Kinder. Moderne Individualität und Mobilität, hohe Konsum- und Freizeitansprüche führen dazu, dass viele Paare keine Kinder mehr wollen. Dafür streben homosexuelle Paare eine weitgehende Gleichberechtigung mit der Ehe an.

Die Debatten um die „Orientierungshilfe“ des Rates der EKD: „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“, haben erneut die Frage aufgeworfen, wie weit sich die Theologie an den sozialen Gegebenheiten orientieren soll und darf. Im Folgenden wird die Option vertreten, dass es keine einfache *Anpassung* des Christlichen an die Übelnheiten der Kultur geben darf, da es sonst seine Identität verrät. Zugleich muss jedoch die Pastoral mit hoher Sensibilität die Normalitäten des menschlichen Lebens wahr- und ernst nehmen, will sie nicht die Menschen mit ihren zentralen Lebensvollzügen allein und evtl. sogar im Regen stehen lassen. Das ist einer trinitarischen Theologie geschuldet: Gottes dreifache „innigste Vereinigung mit der Menschheit“ (GS 1) – als

¹ Das Nachfolgende ist in mancher Hinsicht skizzenhaft formuliert und wäre umfassender auszuführen. Ich danke meinem Mitarbeiter, Johannes Döring, für manche Ergänzungen.

Schöpfer, der Menschen als Mann und Frau zu seinem Bild formt; als menschengewordener Gott und Erlöser, der uns aus allen Toden befreit; und als Geist, der uns bewegt und leitet, beflügelt, fordert und richtet – bedingt, dass das Menschsein in all seinen Möglichkeiten, Erfolgen und Abgründen Gottes Liebe und Erbarmen würdig ist – unter jeder Art kultureller Normalität. Von daher ist es die spezifische Stärke des christlichen Glaubens, durch seine *Einpassung* in die Kultur zur Volkskirche werden und damit das Leben von innen her prägen zu können.

Die kirchliche Ehelehre hat darin einen hervorragenden Platz, ist die Ehe doch die Keimzelle von Kultur wie Kirche, sowohl was die Bereitstellung von Nachkommenschaft, als was ihre Erziehung, Bildung und Verantwortungsfähigkeit betrifft. Genau darin scheinen sich unter postmodern werdenden Bedingungen jedoch ganz neue Herausforderungen und Gräben aufgetan zu haben. Ist die klassische Ehe, wie sie christlich beschrieben und gefordert ist – ein Auslaufmodell in unserer Kultur? Hat sie noch eine Zukunft? Und wenn ja: unter welchen Vor- und Rahmenbedingungen? Um diese Fragen zu klären, ist zuerst ein Blick in die Geschichte notwendig.

I. Die Ehe als Fundament der Kultur

Unser Kulturkreis ist grundlegend und umfassend durch das Christentum geprägt. So konnten seine Moralvorgaben zu Normen der Kultur werden. Und umgekehrt haben die kulturellen Bedingungen die Gestalt des Christentums nachhaltig mit bestimmt.²

Das vormoderne Familienverständnis ist am bäuerlich-ländlichen Clanmodell einerseits, am adelig-höfischen Dynastiemodell andererseits orientiert. In beiden ist die Familie der Grundbaustein der Gesellschaft. Ihr gehören mehrere Generationen, am Haus lebende leidge Verwandte und Bedienstete an. Eine Heirat ist darin ein Vertrag, der zwischen Familienclans geschlossen wird, die künftig eng zusammen halten werden. Wirtschaftliche, strategische und politische Gründe bestimmen die Wahl des Vertragspartners. Ein großer Waldbesitzer wird vielleicht in einen Sägewerksbetrieb einhei-

² Vgl. Rüdiger Peuckert, Familienformen im sozialen Wandel, Wiesbaden ⁶2005.

raten wollen. Ein Kuhbauer hat Interesse an den fetten Weiden im Nachbartal. Wer mit Handel reich werden wollte, musste die Hauptverkehrsachsen kontrollieren. Selbst Weltreiche konnten durch Heiratspolitik begründet werden, wie die Habsburger erfolgreich bewiesen haben.

Die Ehe ist unter solchen Voraussetzungen ein Gesellschaftsvertrag, der zwischen Familien geschlossen wird. Die künftigen Eheleute konnten durchaus schon als Kinder füreinander bestimmt werden. Sie mussten sich vor der Hochzeit auch noch nicht begegnet sein. Für den Mann änderte sich durch die Heirat wenig. Die Frau wurde aus der Obhut ihrer Herkunftsfamilie entlassen und in eine neue eingegliedert. Sie stand künftig nicht mehr unter dem Schutz des Vaters, sondern des Ehegatten und arbeitete nicht mehr unter der Kontrolle ihrer Mutter, sondern unter der der Schwiegermutter. Ihr Ansehen wuchs mit dem Alter, der Zahl gesunder Kinder und der Arbeitskraft, die sie einbrachte. Männer- und Frauenwelten waren weitgehend getrennt; jeder hatte seine durch Tradition und Naturrecht bestimmten Rollen zu erfüllen.

In der klassischen Familie finden somit Menschen ihre Beheimatung, ihre soziale und materielle Absicherung. Sie garantiert stabile Lebensverhältnisse für den einzelnen wie für die Gesellschaft. Gleichzeitig übt sie eine hohe moralische Kontrolle aus und setzt die Menschen unter einen großen Konformitätsdruck. Die traditionelle Familie ist deshalb so stabil, weil jeder sich einfügt und alle nur tun, was alle für richtig halten. Gehalten wird dieser Rahmen durch göttliches Recht: Dass Menschen so zusammenleben, wie sie es tun, ist gottgewollt und kann gar nicht anders sein. Darin liegt jedoch keine Bedrückung, sondern aller Segen. Dieser ist von Gott verheißen und gespendet (z. B. im Kindersegen und in reicher Ernte) und wird durch die Einbindung in die Volkskirche und die soziale Anerkennung laufend befestigt und verstärkt.

Die Ehe ist demnach in der klassischen Gesellschaft unseres Kulturkreises das Fundament, das sie begründet. Zugleich ist aber auch legitimer Platz für die vielen, die nicht heiraten konnten. Unverheiratet blieben Männer, die nicht die Mittel hatten, einen Hausstand zu begründen. Hatten die spät geborenen Knaben einen Kopf fürs Studium, konnten sie Priester werden. Auch jene Mädchen, für die man keinen Mann fand oder wo das Vermögen für die Mitgift nicht reichte, wurden häufig der Mutter Kirche anvertraut. Neben den Fa-

milienclans waren damit Klöster jene Orte, die der Kultur Stabilität und den Menschen Heimat gaben.

II. Die romantische Liebesheirat

Im Zuge der Industrialisierung zogen unzählige Menschen vom Land in die Städte. In den beengten Wohnverhältnissen kam nur die Kernfamilie unter: die Eltern mit ihren Kindern. Daraus entwickelte sich die städtische bürgerliche Kleinfamilie. Sie unterscheidet sich wesentlich vom ländlichen Clan: Die Trennung von Arbeits- und Wohnort bedingt, dass die Frau zu Hause die Kinder betreut, während der Mann außerhäuslich einer unselbständigen Erwerbsarbeit nachgeht. Die Familie bestreitet ihren Lebensunterhalt nicht durch selbst erzeugte Naturalien, sondern durch das vom Mann erarbeitete Geld. Getrennt von Herkunftsfamilie und Verwandten, sind die jungen Leute auf sich gestellt und aufeinander verwiesen. Sie sind genötigt, ihr gemeinsames Leben zu organisieren und die Regeln dafür auszuhandeln und durchzuhalten. Die Rollenverteilung wird zunehmend Verhandlungssache, Konventionen verlieren an Wert. Dem hohen Maß an möglicher Freiheit und Selbstbestimmung entspricht die Notwendigkeit, eine umfassende Kommunikations- und Konfliktkultur auszuprägen.

Ideell überhöht wird diese moderne Kleinfamilie durch das romantische Ideal der Liebesheirat. Zwei Menschen, von Gott für einander bestimmt, sodass der eine die „bessere Hälfte“ des anderen darstellt, finden zusammen, um auf ewig glücklich zu sein. Sie müssen sich dazu vielleicht dramatisch gegen gesellschaftliche Konventionen durchsetzen. Im romantischen Drama finden sie darin gemeinsam einen frühen Tod. Die Realität sieht dagegen anders aus – Romeo und Julia nach 30 Jahren Ehe ist eher Stoff für eine bittere Komödie.

Dennoch ist die moderne Ehe relativ stabil. Sie wird von gesellschaftlichen Konventionen weitgehend gestützt. Dazu trägt die kirchliche Moral wesentlich bei, indem sie das lebenslange Zusammenstehen als Norm hochhält und jede Trennung ächtet. Die kirchliche Verkündigung vollzieht den Wandel der kulturellen Bedingungen weitgehend mit. Neben das theologische Motiv des Bundes, das den vormodernen Ehevertragsverhältnissen entspricht, tritt das Mo-

tiv der ehelichen Liebe als Abbild der unverbrüchlichen Liebe Gottes zu den Menschen. Die Kinder bleiben als Frucht der Liebe wesentlich, verlieren aber ihren Rang als nahezu ausschließlicher Ehezweck.³

III. Die kulturelle Infragestellung der Ehe

Die Sehnsucht nach der romantischen Liebe und der ewigen Treue und Geborgenheit im Schoß der Familie ist ungebrochen. In den Werthaltungen von Jugendlichen spielen sie nach wie vor eine zentrale Rolle.⁴ Die Realität sieht anders aus. Inzwischen erwerben Mädchen dieselbe Schul- und Berufsausbildung wie die Jungen. Sie sind vom Einkommen und der Versorgung des Mannes großteils nicht mehr abhängig. Paarbeziehungen werden frühzeitig eingegangen und oft gewechselt. Durch die Möglichkeit effizienter Verhütung ist die Ausübung von Sexualität von der Verantwortung für Nachwuchs weitgehend entkoppelt. Die Hausarbeit ist durch zahlreiche technische Erleichterungen und den Vormarsch der Fertigprodukte so erleichtert und reduziert, dass sie das Leben eines Menschen nicht mehr auszufüllen vermag. Der moderne Wunsch nach Selbstentfaltung und Selbstdarstellung, nach gestyltem Äußeren und gesellschaftlicher Präsenz, nach finanzieller Unabhängigkeit und entspannter Freizeitgestaltung lässt Frauen jedes Qualifikationsniveaus einen außerhäuslichen Arbeitsplatz anstreben. Sollten Kinder vorgesehen sein, sind sie geplante Wunsch Kinder, für die man ausreichend Zeit und finanzielle Mittel verfügbar machen möchte.

Die Logik des Arbeitsmarktes teilt das Leben in unterschiedliche Phasen, denen eine je andere Beziehungslogik entspricht. Der Wechsel von den Pflichtwerten zu den Selbstentfaltungswerten bedingt, dass Partnerschaft und Sexualität im privaten Bereich der Selbsterfahrung und des Lebensglücks und nicht im öffentlichen Bereich der Verantwortung für die Kultur und die Kirche, ihren Nachwuchs und dessen Erziehung ansiedelt werden. Entsprechend wird die Jugendphase zur Zeit der Erprobung von Beziehungs- und Sexualkul-

³ Vgl. GS 47–51.

⁴ Vgl. 15. SHELL Jugendstudie. Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck, Frankfurt a. M. 2006, 50f.

tur mit häufig wechselnden Partnern bei begleitender Einbindung in eine peer-group. Da die Ausbildungs- und damit Jugendphase heute bis an das Alter von 30 heranreicht, geschieht auch eine Partnerbindung spät. Die Anforderungen der Arbeitswelt im Alter von Mitte 20 bis Mitte 40 lassen für eine Familiengründung nur in wenigen Fällen Zeit. Entweder fallen die Frauen in die klassische Rolle von Hausfrau und Mutter zurück, was zu einer massiven Belastung der Beziehung führt und häufig eine von der Frau angestrebte Scheidung nach sich zieht. Oder man entscheidet sich für der Arbeitssituation konforme Lebensabschnittspartnerschaften und verschiebt den Kinderwunsch auf später, sofern man ihn nicht grundsätzlich sistiert.

Inzwischen zeigt sich die Krise der klassischen Familie – Vater, Mutter, ein bis drei Kinder – bereits in der Grundschulpädagogik. In den Schulbüchern ist diese Familie noch thematisiert. In vielen Schulklassen findet man dagegen kaum ein Kind, das in einer solchen Familie lebt. Förderliche kulturelle Rahmenbedingungen für die Familie gibt es nur noch in wenigen Sektoren der Gesellschaft: ländliche Gebiete mit stark konventioneller Ausrichtung, Beschäftigte im öffentlichen Dienst mit überschaubaren Dienstzeiten und geregelter Freizeit sowie familienbezogenen Sozialleistungen, muslimische Zuwanderer und Gastarbeiter mit klassischer geschlechtlicher Rollenverteilung, religiös stark (meist über Bewegungen) geprägte junge Menschen, denen die christliche Familie ein explizites Anliegen ist.

IV. Der theologische Reichtum als pastorales Defizit

Die Krise der christlichen Ehe und Familie in unserer Kultur wird in kirchenamtlichen wie theologisch-wissenschaftlichen Veröffentlichungen mindestens seit dem zentralen Lehrschreiben von Papst Johannes Paul II. *Familiaris consortio* von 1981⁵ umfassend debattiert. Die inhaltliche Stoßrichtung ist dabei mehrfach:

- *Familiaris consortio* betont den Dienst am Leben, die Verantwortung für die Entwicklung der Gesellschaft, und den zentralen Beitrag für Leben und Sendung der Kirche.

⁵ Papst Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben *Familiaris consortio* über die Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute, Rom 1981 (VAS 33).

- Dogmatisch ist die Bedeutung der Ehe als personale und sakramentale Gemeinschaft, und ihr Ort in der Schöpfungs- und Erlösungsordnung zentral.⁶
- Moralthologisch-spirituell kann die Ehe als Christusnachfolge in eschatologischer Existenz, als Sakrament der Kirche und für die Welt gefasst werden.⁷
- Pastoral ist sie heute vor allem in ihrem Beitrag zu einem gegliederten Leben beschrieben: in der Grundhaltung der Zuversicht, als ein Lebensstil gekennzeichnet durch bindungsreiche Freiheit, eine ernsthafte Gelassenheit im Vertrauen auf immer neu sich ergebende Möglichkeiten, und eine Wertschätzung des Imperfekten als menschliches Maß.⁸

Alles in allem ergibt sich damit ein attraktives Ideal ganzheitlich-menschlicher Lebensführung in Partnerschaft und Familie, das durchaus zeitgemäß sein könnte. Im Gegenteil erweist sich jedoch heute die kirchliche Lehre über die Ehe und Sexualmoral als das bei weitem größte allgemein pastorale Problem. Etwa jede zweite Ehe in Deutschland wird geschieden. Auch kirchlich sozialisierte Jugendliche leben in vorehelichen Partnerschaften. Auch kirchlich verankerte Erwachsene erachten ihre Beziehungskultur incl. der Methoden der Verhütung als ihre Privatsache, in die sich die Kirche nicht einzumischen hat. Seit *Humanae vitae* erweist sich die kirchliche Lehre über Ehe und Sexualität auch innerkirchlich als unvermittelbar. Hinein in die Kultur wirkt sie nur insofern, als Menschen sich

⁶ Vgl. etwa: *Dominik Schwaderlapp*, Ehe und Familie – Keimzelle von Kirche und Gesellschaft. Zur Berufung der Eheleute im Schöpfungs- und Erlösungsplan Gottes, in: *Forum katholische Theologie* 19 (4/2003), 241–253; *Leo Scheffczyk*, Der Heilssinn der sakramentalen Ehe, in: *F. Breid* (Hg.), *Ehe und Familie. Referate der 16. Internationalen Theologischen Sommerakademie 2004 des Linzer Priesterkreises in Aigen/M.*, Augsburg 2004, 28–51.

⁷ *Gunter M. Prüller-Jagenteufel*, Ehe als eschatologische Existenz. Spiritualität der Ehe in der Spannung von Immanenz und Transzendenz, in: *Geist und Leben* 77 (4/2004), 261–274.

⁸ Vgl. *Andreas Lob-Hüdepohl*, Sakramentale Ehe – ein Lebensstil zuversichtlicher Weggemeinschaft. In: *Hier beginnt die Zukunft: Ehe und Familie – Ermutigen. Vertrauen. Voranbringen. Arbeitshilfe zur Initiative Hier beginnt die Zukunft: Ehe und Familie. Familienpastorale Arbeitshilfe Familiensonntag 2007*, hg. v. *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz* (AH 205), 7–15; *Ders.*, Beachtliches Orientierungspotenzial. Attraktivität und Plausibilität der christlichen Ehe, in: *Herder-Korrespondenz* 60 (6/2006), 307–311.

selbst als automatisch aus der Kirche ausgeschlossen betrachten, wenn sie sich scheiden lassen. Umgekehrt reicht die Erfahrung der menschlichen Seite von Scheidungsgeschichten und -dramen so nah in jede familiäre Erfahrung hinein, dass in dieser Frage selbst sonst sehr strikt dogmatisch denkende Christen erstaunlich liberal eingestellt sind.

Dass die kirchliche Ehelehre gegenwärtig so unvermittelbar ist, hat verschiedene Gründe. Zuvorderst besteht ein systematisch-theologisches Problem: Die bundestheologische Grundlegung ist zwar inzwischen durch eine Liebestheologie ergänzt, allerdings ohne dass diese in ihrer Rückwirkung auf die Bundestheologie bedacht wäre. Könnte eine Liebestheologie mit schöpfung- und trinitätstheologischer Ausrichtung eine neue Beziehungstheologie hervorbringen, die die Sexualität im Kontext von Intimität umfassend personaler bestimmen würde? Wäre der Tod der Liebe in einer Beziehungsgeschichte theologisch so beschreibbar, dass die Kirche Menschen in Scheidungsnöten wieder etwas zu sagen hätte? Könnte eine Verbindlichkeit auf Zeit theologisch gefasst werden?

V. Das pastorale Dilemma: Ermutigung zu einem Ideal

Neben dem systematisch-theologischen Defizit zeigt sich ein zusätzliches pastorales Grundproblem: die Frage nach dem Ideal. Im traditionellen Verständnis sind Ideale gegeben, um die Menschen an ihnen aufzurichten. Zwar erfährt sich der Mensch im Vergleich zu ihnen immer als klein und unfähig, als Erdenwurm und als Sünder. Aber indem er sich daran aufrichtet, wird er durch seine Annäherung an das Ideal geadelt und geheiligt. Der moderne Mensch hingegen hat ein Missverhältnis zu Idealen: Gerade weil das Ideal nicht erreichbar ist, erfährt sich der Mensch dadurch erniedrigt, beschämt und machtlos. In einer ersten Phase der Moderne, die zu Ende geht, werden Ideale daher als destruktiv wütend bekämpft und entmythologisiert, oder mit Verachtung gestraft und ignoriert. Das ist beim christlichen Eheideal in den letzten Jahrzehnten der Fall mit der Konsequenz, dass es weitgehend irrelevant geworden ist.

Der postmoderne Mensch entwickelt ein neues Verhältnis zum Ideal. Er ist zwar auch nicht bereit, sein Leben an Idealen auszurichten, weil er gemessen an ihnen nur versagen kann. Er/sie betrachtet

dagegen pragmatisch die Möglichkeiten, die sich jeweils neu zeigen, und sucht sie so ideal wie möglich zu nützen und zu gestalten. Die Maßstäbe der idealen Gestaltung orientieren sich am optimalen Lebensglück. Dass das Leben glücken möge, ist nun auch das Ziel jeder Pastoral. Postmodernen Menschen ausschließlich kurzschlüssigen Hedonismus vorzuwerfen, wäre zu kurz gegriffen. Dennoch liegen Welten zwischen dem, was heutigen Menschen als geglücktes Leben möglich und erstrebenswert erscheint und dem, was das kirchliche Leben als real sichtbare Realisierung seiner Lehren darstellt.

Dass die Christen „erlöster aussehen“ sollten, ist schon ein alter Vorwurf. Neu ist, dass die Menschen unserer Kultur weitgehend nicht mehr an den Himmel glauben. Sich durch ein aufopferndes Leben den Himmel zu verdienen, ist ihnen kein Lebensziel mehr. Dass wir schon hier und jetzt zu einem Leben im „shalom“ berufen sind, ist wesentlicher Inhalt konziliärer Theologie. Die Konkretisierung der theologischen Eheideale hinein in den praktischen Alltag postmodern werdender Menschen im Sinne ihres Lebensglücks scheint noch weitgehend auszustehen.

VI. Auslaufmodell oder prophetische Lebensform?

Unter den gegebenen Voraussetzungen stellt sich damit die Frage, ob die christliche Ehe in unserer Kultur überhaupt eine Zukunft hat. War sie in ihrer Logik so sehr an die Stützung durch die soziale Konvention und daher die Volkskirche gebunden, dass sie mit ihr zu Ende gehen wird? Ist die christliche Ehe ein Auslaufmodell?

Der springende Punkt für diese Frage liegt in der modernen Individualität und Mobilität. Der moderne Mensch ist aus allen Bindungen und Konventionen freigesetzt und steht grundsätzlich und umfassend für sich alleine. Er/sie erfährt sich als Individuum, das sein Leben selbst bestimmen, selbst führen, selbst verantworten darf und muss. Sie/er ist Teil einer Geschichte, die sich unabsehbar entwickelt, und schreibt sie mit. Der moderne Mensch *ist* seine Biografie. Er/sie ist daran gewöhnt, je neu und individuell entscheiden zu müssen, was der nächste Schritt im Leben sein, und was je das Beste ist, was getan werden soll. Diese Entscheidungen müssen je neu überlegt und getroffen werden. Etwas ein für allemal festzulegen, sich lebenslang zu binden, erscheint unzumutbar und unverantwortlich. Es

wäre eine Flucht vor dem, was das Leben einem konkret neu abverlangen wird. Sich lebenslang an einen Menschen oder eine Institution zu binden, ist daher aus Sicht des modernen Menschen kein Ideal, sondern eine Zumutung oder eine Flucht. Als Zumutung ist eine solche Bindung als „lebenslänglich“, als Gefängnis angesehen, das jede persönliche Freiheit und Entwicklungsmöglichkeit unzumutbar beschneidet. Als Flucht ist es das bequeme Sich-Einrichten in Versorgungsverhältnissen, die einem künftig die Mühe der Lebensmeisterung ersparen – sofern sie nicht unvorhergesehen brechen. Das Ideal der Treue verschiebt sich zur trägen Bequemlichkeit.

Eng damit verbunden ist die moderne Logik der Mobilität. Nicht nur Waren sind quer durch die Welt unterwegs zu ihren Konsumenten. Auch die Menschen reisen viel – als tägliche Arbeitspendler, als Urlaubsreisende und oft auch als auswärtige Arbeitnehmer. Viele müssen heute die ganze Woche hunderte Kilometer vom Familienwohntort arbeiten und kommen nur wochenends heim. Viele werden für mehrere Jahre vom Arbeitgeber in einem anderen Erdteil eingesetzt, um die weltweite Dimension des Konzerns kennen zu lernen, und können nur zweimal im Jahr ihre Familie besuchen. Hat sich die Frau unter diesen Voraussetzungen für die traditionelle Mutterrolle entschieden, verbringt sie ihr Leben nicht mit dem geliebten Mann, den sie geheiratet hat, sondern mit seinen kleinen Kindern. Hat die Frau sich ebenfalls für eine berufliche Karriere entschieden, kommen Kinder kaum noch in Frage. In beiden Fällen führt die berufliche Logik die Menschen in eine Lebensabschnittspartnerschaft, nicht in eine christliche Ehe.

Nun gibt es in der klassischen Intensivform christlichen Laienlebens, dem Ordensleben, zwei konträre, eingeführte Lebensideale. Das benediktinische Modell der *stabilitas* bindet Menschen dauerhaft an einen Ort und an die Menschen, die dort leben. Diese Stabilität fördert die Treue und die Nachhaltigkeit, die Traditionspflege und die Erinnerung. Bis heute hat diese Lebensform eine ungebrochene und unter postmodernen Bedingungen sogar neu belebte Faszination. Das ignatianische Modell dagegen ist der *mobilitas* verpflichtet: sich so einrichten, dass man innerhalb von einem halben Tag alles, was man hat, in zwei Koffer packen kann, um um des Evangeliums willen ans andere Ende der Erde zu gehen. In ihm zeigt sich eine Verbindlichkeit auf die eigene Berufung und die Aufgaben, die einem gestellt sind, hinter die jede Bindung an Orte oder Per-

sonen zurücktreten muss. Beide Lebensstile sind im Glauben höchst verbindlich, wenn auch in der Konkretion konträr.

Unsere Kultur nun verpflichtet die Menschen auf die *mobilitas*. In ihr die lebenslange *stabilitas* zu leben, kann nicht als Normalfall angesehen werden. Es ist ein Schwimmen gegen den Strom, das gleichwohl Sinn macht. Nicht nur das: Die *stabilitas* der christlichen Ehe ist unter den Bedingungen gesellschaftlich zugemuteter Mobilität ein prophetisches Zeichen für Treue und Nachhaltigkeit, Tradition und Erinnerung. Sie ist ein Sakrament der Treue Gottes zu den Menschen und der Erlösung aus den Sachzwängen des Alltags und des Augenblicks, des Konsums und der Selbstbestimmung.

VII. Für eine erneuerte Ehepastoral

Aus all dem Gesagten folgt: Die christliche Ehe war unter den Bedingungen der sozial gestützten Konvention und der Volkskirche zumindest in ihrer äußeren Erscheinungsform der Normalfall. Diese Zeiten scheinen vorüber. Unter heutigen Bedingungen ist sie eine prophetische Lebensform. Diese kann nicht als Normalfall erwartet werden. Sie besteht nur unter sie ermöglichenden Rahmenbedingungen. Dazu müssen die künftigen Ehepartner gut zusammen passen, die christliche Ehe als einen hohen Wert ansehen, die Fähigkeit zu einem prophetischen Lebensstil zeigen und in eine christliche Gemeinde eingebunden sein.

Für die Ehepastoral ergeben sich daraus anspruchsvolle Herausforderungen:

- Die Ehevorbereitung muss *Ehehindernisse* ernst nehmen. An die Stelle der Ermutigung zum Schritt der sakramentalen Ehe sollte die Warnung davor und eine genaue Prüfung der heute nötigen Voraussetzungen wie der kirchenrechtlichen Ehehindernisse treten. Die meisten Ehen würden so auch sichtbar nicht zustande kommen können und die späteren demütigenden Annullierungen würden sich erübrigen.⁹

⁹ Dagegen scheint die mancherorts empfohlene Praxis, bewusst Formfehler bei der kirchlichen Eheschließung einzubauen, um später die Ehe leichter annullieren zu können, zynisch. Hier wird der Wille zur dauerhaften Ehe bewusst untergraben und jugendliche Ideale gröblich verletzt.

- Eine prophetische Lebensform kann kein allgemein verpflichtender Maßstab sein. Dennoch wünschen sich viele Menschen *Gottes Segen* zum Schritt in ein gemeinsames Leben. Dieser könnte, wo und wie immer das aus pastoralen Gründen nahe liegt, im Rahmen einer familiären Hausfeier gespendet werden – auch an Lebensgemeinschaften und Partnerschaften, die generell keine Ehe eingehen können.
- Eine christliche Ehe bedarf unter heutigen Voraussetzungen der lebenslangen verlässlichen pastoralen und spirituellen *Begleitung*. Dies bedingt die Einbindung in eine kirchliche Gemeinde oder Gemeinschaft, die Durststrecken überstehen helfen und in eine neue gläubige Vertiefung führen kann. Dabei ist auch an ehebegleitende christliche Bewegungen zu denken.
- Eine *soziale und therapeutische Beratung* in Ehe- und Familienfragen sollte enttabuisiert und als „normaler“ Vorgang wahrgenommen werden. Dazu braucht es eine auf die Individualseelsorge besser vorbereitende pastorale Ausbildung und entsprechende christlich ausgerichtete Einrichtungen der Eheberatung, wie es sie bereits im Kontext der Caritas gibt.

Die Zukunft christlicher Ehe steht und fällt mit einer entsprechenden Ehevorbereitung, und einer erneuerten Ehe- und Familienpastoral. Dieser wird jedoch der Boden entzogen, wenn es nicht gelingt, junge Menschen wieder in hohem Maße kirchlich zu sozialisieren. Kindergärten und Schulen in kirchlicher Trägerschaft stellen bei richtiger Gestaltung günstige Rahmenbedingungen und Unterstützungsstrukturen für eine christliche Erziehung dar. Sie fördern zum einen die kirchliche Sozialisation und gläubige Grundausrichtung der Kinder, wirken zum anderen aber auch in die Familien und auf die Eheleute und ihr Glaubensleben zurück.¹⁰ Appelle, Ermutigungen und verstärkte Anstrengungen in altbekannten Bahnen werden nicht weiter helfen. Die Ehe der Zukunft wird nur christlich sein, wenn die Kirche wieder an kultureller Relevanz gewinnt – volklich und/oder prophetisch.

¹⁰ Vgl. *Andrea Schulte/Maria Widl* (Hg.), *Die konfessionelle Schule. Herausforderungen und Perspektiven zwischen Erbe und Auftrag* (EthSch 40), Würzburg 2011.